

cass

Manichi Yoshimura

KEIN
SCHÖNERER
ORT

Roman

Aus dem Japanischen
von Jürgen Stalph

cass

Originaltitel: *Borādo-byō*
by Manichi YOSHIMURA
Copyright © Manichi YOSHIMURA, 2014
All rights reserved

German translation rights arranged with Bungeishunju, Ltd.,
through Le Bureau des Copyrights Français, Tokyo

ISBN 978-3-944751-19-1

Erste Auflage 2018
© cass verlag, Löhne
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Hans Peter Jugl
Umschlagzeichnung: Aya Nishizaki, Tokyo
Umschlaggestaltung: Artographie-Werkstatt, Weimar
Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.cass-verlag.de

KEIN
SCHÖNERER
ORT

1

Das Haus hatte einen kleinen Garten.

In dem Garten wuchsen viele mir völlig unbekannte Pflanzen. Eine davon trug viele Blüten. Ich saß auf den Dielen vor dem Tatamizimmer und betrachtete lange diese weiße Blume, die so üppig blühte, als säßen drei oder vier Blüten in jedem Kelch.

Es war ein ruhiger Sonntagnachmittag, der Himmel war blau.

Es war ein bisschen heiß, denn weil überall die Fliegengitter beschädigt oder ganz zerrissen waren, waren fast alle Fenster zu. Nur die Gitter im Bad und in der Toilette funktionierten noch halbwegs.

Durch die Scheibe sah ich, wie sich eine Biene der weißen Blume näherte. Sie flog heran, entfernte sich wieder, umkreiste die Blume ein paarmal und stob schließlich wie von Sinnen davon. Der dünne Stengel konnte die Pracht der Blüten kaum halten; die Blume schwankte in der leichten Brise bedenklich hin und her.

»Guten Tag«, flüsterte ich der Blume zu, laut genug, dass Mutter es hören konnte. Ich dachte nämlich, das wirke niedriglich.

Daraufhin rief Mutter, die im Tatamizimmer im formellen Fersensitz ein Buch las: »Kyoko!« Als ich mich umwandte, schaute sie mich an und schüttelte unmerklich den Kopf. Das hieß: Lass das! Dann verengte sie die Augen und sah über mich hinweg nach draußen. Den Garten begrenzte ein Zaun, und direkt hinter dem Zaun stand das Nachbarhaus. Ohne den Zaun wären wir vom Nachbarhaus aus gänzlich einsehbar gewesen. Doch Mutter traute dem Zaun nicht. »Der Zaun«, schärfte sie mir immer ein, »hat irgendwo ein kleines Loch, wir werden ständig beobachtet. Also tu nichts, was sich nicht schickt.« Ob Mutter sich tatsächlich von dem Loch im Zaun überzeugt hat, weiß ich nicht. Eher wohl nicht. Denn in den Garten zu gehen und mit der Nase am Zaun nach einem Loch darin zu suchen – so etwas Unschickliches hätte sie nie getan.

Das Nachbarhaus war zweigeschossig, und die Nachbarn konnten, wenn sie wollten, von oben in unser Haus spähen. Vom Fenster im Obergeschoss aus war der Winkel aber so spitz, dass sie allenfalls bis zu den Dielen sehen konnten; Mutters Ermahnung, ja nichts zu tun, was sich nicht schickt, konnte ich trotzdem verstehen. Aber ich dachte auch: Hören werden uns die Nachbarn von dort wohl kaum.

Ich schaute mir weiter die weiße Blume an. Sie war erst am Morgen erblüht. Am Abend zuvor hatte sie jedenfalls noch nicht geblüht. Und es war die einzige Blume in unserem Garten.

»Kyoko«, rief Mutter wieder. Dann legte sie ein Lesezeichen in ihr Buch, stützte sich mit beiden Händen auf dem niedrigen Tischchen ab und stand auf. Sie sah böse aus. Beim Näherkommen erinnerte sie mich an die altmodische Schaufensterpuppe (ich meine die in dem Kleidergeschäft in der »Umizuka Sun Sun Mall« vor dem Umizuka-Bahnhof). Vielleicht hatte ich die Blume zu lange angeschaut. Es waren ungefähr zwanzig Minuten gewesen. Das gehört bestimmt auch zu dem, was sich nicht schickt, dachte ich, senkte, als sei ich niedergeschlagen, den Blick und schaute auf die Dielen. Dabei entdeckte ich in einer Ritze ein einzelnes Haar. Ein Haar von mir, das Mutter, die überall im Haus gründlich sauber machte, übersehen hatte. Auf dieses Haar glitt nun Mutters nackter Fuß. Dann ratschte es über mir: die Vorhänge wurden zugezogen. Ich betrachtete Mutters Zehen, die sich, wenn sie das Gewicht verlagerte, mal von den Dielen hoben, mal darauf abstützten. Mutters Zehen waren sehr lang, Mutter war sehr groß. Weil sie im Fersensitz gesessen hatte, hatte sich das Muster der Tatami auf dem Spann abgedrückt, und die Nägel waren ein bisschen zu lang. Seit dem Umzug in dieses Haus trug Mutter immer lange Röcke. Offenbar war sie der Ansicht, dass es sich für eine erwachsene Frau nicht schicke, die Waden zu zeigen.

Mit dem Schließen der Vorhänge wurde es im Haus trübe und düster. Damit, schien mir, war auch der Sonntag vorbei, und einen Moment lang fühlte ich mich verloren.

Mutter setzte sich wieder in den Fersensitz, nahm das Buch vom Tischchen und begann zu lesen. Sie hielt sich kerzengerade.

Ich rutschte von den Dielen zum Tatamizimmer und stützte, ein Auge immer auf Mutters Profil, beide Hände auf die Matten. Dann glitt ich mit den Händen allmählich nach vorn und legte mich langsam auf den Bauch. Mit solch absichtlich schlechtem Benehmen testete ich gerne, wie weit ich bei Mutter gehen konnte. Sie schien kurz zu zucken, las aber weiter und sagte nichts. Bestimmt, weil die Vorhänge zu waren. Ich streckte mich neben ihr aus und schnupperte an den Tatami. Sie rochen nach Sonne und neuen Binsen.

Als klar war, dass wir hierherziehen würden, hatte Mutter all ihre Ersparnisse genommen und die Tatami und die Schiebetüren erneuern lassen.

Hergezogen waren wir in dem Jahr im Februar. Seither waren drei Monate vergangen, und wir hatten immer noch keine neuen Fliegengitter anschaffen können. Mutter machte zwar hin und wieder die Fenster auf, um zu lüften, aber immer nur kurz. Sie hasste Insekten über alles. Ich dachte, dass man bei so schönem Wetter doch alle Fenster weit aufmachen und den Wind hereinlassen könnte, rollte mich auf den Rücken und schaute an die Decke.

In dem viereckigen Holzrahmen der Deckenlampe steckten vier nackte Neonröhren. Bei der Gelegenheit fiel mir zum ersten Mal auf, dass es vier waren. Ich hatte immer gedacht, im Tatamizimmer wären es drei. Warum, weiß ich nicht.

Ich stützte mich mit dem Kopf ab und ging in die Brücke. Beim Hochschauen kam mir Mutter mit ihrem Buch ins Blickfeld, im Profil. Ich betrachtete sie. Daraufhin schaute Mutter auf, wandte mir abrupt das Gesicht zu und sah mich

an. Weil ich in der Brücke war, sah ich sie verkehrtherum. Ich lachte. Daraufhin lachte auch Mutter.

Ich erinnere mich, dass ich in dem Augenblick furchtbar erschrak.

2

Wir waren zwar umgezogen, aber innerhalb des Bezirks, so dass die Grundschule dieselbe blieb. Eine gute Freundin da war Hiroko-chan. Von ihr ging der eigentümliche Geruch aus, den Armut mit sich bringt, aber manchmal sagte Hiroko genau das von mir: »Kyoko-chan, du riechst!« Das heißt, wir waren beide arm. Aber wir waren natürlich nicht die einzigen.

»Was gab es bei euch zu Abend?« fragte mich Hiroko-chan im Klassenzimmer, während sie ihre Schulbücher und Hefte aus dem alten Ranzen nahm, den sie von ihrer Schwester übernommen hatte.

Ich antwortete: »Brot und Fischwürstchen.«

»Keine Suppe?«

»Nein. Und bei euch?«

»Gebratene Makrele und Reis.«

»Und Miso-Suppe?«

»Keine Suppe.«

Wir sahen uns an und kicherten verstohlen.

Hiroko-chan nahm einen Bleistift aus ihrem Mäppchen,

schlug ein Heft auf und schrieb etwas hinein. Es war ihr Heft für »Selbständiges Lernen«. Hirokos Thema für »Selbständiges Lernen« war »Armut«. Sie eignete sich selbständig Wissen über Armut an. Nur sie war in der Klasse auf dieses Thema gekommen. Hiroko-chans Bleistift war so kurz, dass er beim Schreiben ganz in der Hand verschwand. Sie schrieb: »12. Mai (Sonntag). Abendessen: Gebratene Makrele und Reis.« Um ihr Thema zu bearbeiten, brauchte sie bloß von zu Hause zu schreiben. Sie notierte, was es zu essen gab, die paar Yen, die sie als Taschengeld bekam, die Einkäufe, die sie mit ihrer Mutter erledigte, klebte die ein oder andere Quittung ein, fügte ein paar Sätze hinzu, und schon ergab sich mit der Zeit ein prächtiges »Selbstlernheft«.

Hiroko-chan war wirklich gescheit, dachte ich. Mit dem Thema »Armut« hatte sie für sich einen Schlüssel zum »Selbständigen Lernen« entdeckt. So einen Schlüssel zu finden war nicht leicht. Nicht wenige Kinder änderten ständig ihr Thema und standen deshalb dauernd unter Druck. Unser Klassenlehrer, Herr Fujimura, war ein junger Lehrer, dessen Wahlspruch es war, dass bei Kindern auf Selbständigkeit und Kreativität größter Wert zu legen sei. Das »Selbstlernheft« war aber obligatorisch, so dass, wenn Fujimura-sensei in seinen Bart lächelte und sagte, *Ihr könnt euch mit etwas beschäftigen, was euch Freude macht, egal was, und ihr könnt das Heft führen, wie ihr wollt*, die Kinder, die nichts hatten, was ihnen Freude machte, nur zu Boden sahen. Vor Herrn Fujimuras Eifer gab es kein Entrinnen, und manche Kinder, die nichts zu schreiben wussten, blieben der Schule fern. Auch manche Eltern sahen das »Selbständige Lernen« offenbar kritisch.

Für die Kinder aber, die einen Schlüssel gefunden hatten, war es ein einziges Vergnügen.

Vorne in Hiroko-chans Arbeitsheft stand eine Definition von Armut, die sie aus einem Wörterbuch abgeschrieben hatte: »Kümmlichkeit der Lebensführung aufgrund geringen Einkommens und Besitzstandes«.

Die eigene Lebensführung unter die Lupe zu nehmen und zu beschreiben machte offensichtlich Spaß. Eines Tages kam Hiroko-chan mit Bildern der vier T-Shirts, die sie besaß. Sie hatte sie abgemalt, nach Preis und Gefallen angeordnet und mit Kommentaren versehen, zum Beispiel: *Das hier hat ein Loch, das nehm ich nur für drunter*. Als sie mir die Seiten in ihrem Heft zeigte, war ich mit einemmal furchtbar neidisch auf das, was sie machte.

Hiroko-chan kam mir vor wie ein ganz und gar mit sich selbst zufriedenes Goldkäferchen. Sie war eine Fünftklässlerin wie ich, stand damals aber schon mit beiden Beinen auf dem Boden, war etwas schon irgendwie Fertiges. Sie war dünn, hatte aber einen gedrungenen Nacken und eine Knollennase, so dass sie wie ein kleiner Bulldozer wirkte. Sie war sparsam und fleißig. Und sie nahm kein Blatt vor den Mund. Sie sagte klar, was ihr gefiel und was nicht, und sie hatte zu allem eine eigene Meinung. Bei den Mädchen in der Klasse war es Mode, beim Sprechen die Endungen zu verschlucken; nicht so Hiroko-chan. Sie sprach sehr bestimmt und akzentuiert, man sah dabei förmlich in Fettschrift die Satzzeichen. Auch ihre Schrift war fett und prägnant. Ich bewunderte Hiroko-chan: Sie war eine Königin, die die Welt vollkommen beherrschte.

Hiroko-chan zeigte beim Einteilen und Ordnen aller Dinge, die mit ihr zu tun hatten, eine außerordentliche Beharrlichkeit. Alles und jedes musste einen Namen haben und einen exakten Preis, nichts durfte im Unbestimmten bleiben. Es war damals, glaube ich, dass in mir der Wunsch aufkam, wie Hiroko-chan mein ganzes Leben aufzuzeichnen. Am Thema Armut hatte ich allerdings kein Interesse. Ich brannte darauf, andere Dinge festzuhalten, Dinge, die *mir* am wichtigsten waren.

Meine Selbstlernthemen waren alle blutleer. Nachdem ich es zuerst wie alle in der Klasse mit den »Spezialitäten der Präfektur«, der »Nachbarschaftshilfe«, mit »Was heißt Gemeinschaft?« und einem »Bericht über den Freiwilligendienst« versucht hatte und damit gescheitert war, nahm ich das Thema »Würmer«. Herr Fujimura sagte aber, das ginge nicht. Also wandelte ich das Thema ab zu »Der Wurm in meinem Kopf«. Daraufhin musste ich bei Herrn Fujimura vorstellig werden; er ließ mich ungefähr zwanzig Minuten sprechen. Ich erzählte ihm unter anderem, dass ich immer drei Leuchtröhren gesehen hatte.

»Oguri, das ist kein Wurm in deinem Kopf. So etwas nennt man Sinnestäuschung.«

»Sinnestäuschung?«

»Genau. Eine optische Täuschung. Eine Halluzination.«

»Gut. Das nehm ich.«

Herr Fujimura dachte eine Weile nach, strich sich schließlich über den Bart und sagte: »Das ist ein schwieriges Thema. Aber gut, Oguri, versuch's mal.« Dann fügte er noch schnell hinzu: »Wenn du etwas geschrieben hast, zeigst du es aber zu-

allererst mir. Bevor du es deinen Freunden zeigst, kommst du erst zu mir, verstanden?»

Als ich aber anfangen wollte zu schreiben, geriet ich sofort ins Stocken. Ich schlug *Halluzination* im Wörterbuch nach. »Halluzination: fälschliche Wahrnehmung von Dingen. Nichtübereinstimmung von Wahrnehmung und den tatsächlichen Gegebenheiten. Sinnestäuschung.«

Mir war sofort klar, dass das mit meinem Geheimnis zu tun hatte, aber es widerstrebte mir, mich Herrn Fujimura zu offenbaren. Deshalb zeichnete ich fürs erste eine Schildkröte, die ich am Fluss gesehen hatte, und zeigte die Herrn Fujimura.

»Lebewesen gehen nicht, Oguri. Das hab ich dir doch gesagt!«

»Ist das auch eine Sinnestäuschung?«

»Ich hab mir ein Thema für dich überlegt. Du malst jeden Tag die Wolken am Himmel ab.«

Wolken, so was Langweiliges, dachte ich, aber was sollte ich machen?

Dafür legte ich mir ein eigenes, geheimes Heft an. Es bestand aus Kopien, die wir bekamen, aus Werbebeilagen von Zeitungen, die Herr Fujimura mitbrachte, und aus Papier, das ich in der Schule aus Abfällen gefischt und selbst zusammengebunden hatte. Von diesem Heft sagte ich natürlich weder Hiroko-chan noch Mutter etwas. In diesem Heft, das eigentlich nicht existent sein durfte, begann ich heimlich Tagebuch zu führen.

Mein Herz war übertoll von Sinnestäuschungen.

3

In der Klasse hatten wir einen Jungen namens Ken. Seine Eltern betrieben in der Einkaufsstraße von Umizuka die Schreibwarenhandlung *Umizuka Pelican House*. Das Geschäft soll sich über drei Stockwerke erstreckt haben. Da ich Schreibwaren immer nur in Billigläden kaufte, war ich nie im Umizuka Pelican House, aber Hiroko-chan erzählte, dass man dort auch Malsachen und sogar Bilderrahmen verkaufte.

Hiroko-chan und Ken-kun unterhielten sich manchmal miteinander. Ken-kun hatte die Angewohnheit, den Kopf wegzudrehen und einen wie ein Hase von der Seite anzusehen. Auch an dem Tag saßen die beiden in der Mittagspause einander gegenüber an einem Pult, Hiroko-chan den Blick nach vorn, Ken-kun zur Seite. Ich fühlte mich ein bisschen alleingelassen und schaute aus dem Fenster.

Die Siebenergruppe Mädchen war im Klassenzimmer geblieben. Alle sprachen sehr leise und gedämpft. Nur Hiroko-chan erhob sich über das Geflüster. »Aber wenn ich gewinne,

krieg ich den Radiergummi! Wir können auch jetzt sofort runtergehn!« Das ist nicht gut, dachte ich, sagte aber nichts.

Bei den Mädchen erhoben sich Ai-chan und Akemi-chan von den Plätzen und gingen zu Hiroko-chan und Ken-kun. Ai-chan und Akemi-chan waren beide dick. Sie blieben vor Hiroko-chan stehen. Ken-kuns Kopf hob sich eine Spur.

Ai-chan sagte zu Hiroko-chan: »Sei leise!«

Akemi-chan sagte: »Da tun einem ja die Ohren weh!«

Daraufhin warf Ai-chan Akemi-chan einen kurzen Blick zu und funkelte sie an. Danach sagte Akemi-chan nichts mehr.

Hiroko-chan bat umstandslos um Verzeihung: »Entschuldigung!«

Ai-chan zeigte mit dem Finger auf die Wand über der Tafel. Dort hing das Blatt mit der Aufschrift: »Im Klassenzimmer wollen wir leise sein!« Es war eines der Blätter mit den »Zehn Regeln der Klasse 5b«, die wir bei der Jahrgangsstufenversammlung im April gemeinsam beschriftet hatten.

»Alles klar!« sagte Hiroko-chan.

»Danke«, sagte Ai-chan.

Dann gingen Ai-chan und Akemi-chan zu ihren Plätzen zurück und wurden wieder Teil der sieben.

Hiroko-chan stand auf und kam zu mir. »Ich geh jetzt mit Ken-kun zu den Turnstangen. Kommst du mit?«

»Ja, gern.«

Zu dritt verließen wir das Klassenzimmer. Beim Hinausgehen winkte Hiroko-chan den Mädchen zu. Ai-chan und Akemi-chan winkten zurück, und da ein bisschen später auch die anderen Mädchen kurz winkten, winkte ich verhalten

auch ein bisschen. Nur Ken-kun, der in die entgegengesetzte Richtung schaute, schien den Gruß der Mädchen nicht mitbekommen zu haben.

Ich sah hoch zu dem Blatt mit der Regel: »Wir wollen einander stets grüßen!«

Auf dem Schulhof spielten ein paar Jungen Fußball, und eine Reihe von Lehrern rechte den Sportplatz. Ken-kun hob die Hand, um seine Augen vor der Sonne zu schützen, verschätzte sich aber und korrigierte das schnell.

Die Turnstangen befanden sich neben dem Sandkasten, je zwei hohe und zwei niedrige, in einer Reihe. Wir gingen hin; einer der Lehrer behielt uns dabei von weitem im Auge. Als wir bei den Stangen ankamen, verschwand er aber hinter dem großen, abgeplatteten Sandhaufen aus unserem Sichtfeld.

»Kyoko-chan, du guckst, wer von uns beiden sich länger an den Stangen halten kann!« sagte Hiroko-chan. Die beiden stiegen auf die gelben Bierkästen unter den höheren Stangen, streckten die Arme und griffen um die Stangen.

»Die ist ja rauh«, sagte Ken-kun.

»Wer zuerst loslässt, hat verloren. Und – jetzt!«

Die beiden stießen gleichzeitig ihre Bierkästen zur Seite. Ich begann laut zu zählen: »Eins, zwei, drei, vier ...« In der Sonne war es so warm, dass mir ein bisschen schwindlig wurde.

Bei ungefähr fünfundvierzig wurde Hiroko-chan rot im Gesicht und verdrehte die Schenkel, als müsste sie zur Toilette. Ihr T-Shirt rutschte hoch, so dass ich ihren Bauch sah. Ken-kun sah ihn von der Seite aus auch.

»Siebenundfünfzig, achtundfünfzig, neunundfünfzig ...«

Hiroko-chan machte ein Gesicht, als hätte sie eine saure Salzpflaume gegessen; irgendeine unwiderstehliche Kraft schien ihr die Finger von der Stange lösen zu wollen. Das geht bestimmt von Ken-kun aus, dachte ich. Er guckte nämlich so unbeteiligt, als hätte er nichts damit zu tun.

»Zweiundsechzig, dreiundsechzig ...« Hiroko-chans Hände lösten sich, bis sie schließlich nur noch mit den Fingerspitzen an der Stange hing.

Fall schon, fall! betete ich.

Als Hiroko-chan fiel, hielt ich mitten im Zählen inne: »Vierundsech...« Denn Ken-kun war auch von der Stange gefallen. Ken-kun drehte sich zur Seite und sah mich an. Wann er gefallen war, hatte ich nicht genau mitbekommen; ich hatte nur auf Hiroko-chans Bauch gesehen.

»Wer hat als erster losgelassen?« fragte Hiroko-chan.

»Du«, sagte ich wie aus der Pistole geschossen.

Einen Augenblick herrschte Schweigen.

Dann sagte Ken-kun: »Ich hab verloren.«

»Ken-kun ist ein bisschen früher auf dem Boden angekommen«, sagte ich unverzüglich.

»Aha«, sagte Hiroko-chan. »Dann krieg ich den Radiergummi!«

»Klar.« Ken-kun holte den Radiergummi aus der Hosentasche und schrie: »Was ist das denn?« Ich bekam einen Schreck.

Ken-kun sah auf seine Hände und sagte: »Die sind ja ganz rot!«

»Meine auch!«

Die Turnstangen waren lange nicht benutzt worden und deshalb ganz verrostet.

Als ich nach der Schule schnell nach Hause wollte, kam mir Hiroko-chan hinterher, holte mich am Schultor ein und sagte: »Das war extra!« *Hau ab!* dachte ich.

»Ken-kun hat mich die ganze Zeit beobachtet, und als ich nicht mehr konnte, hat er extra losgelassen.«

»Stimmt.«

»Warum hat er das wohl gemacht?«

»Weil er dir den Radiergummi geben wollte, oder nicht?«

»Warum denn?«

»Weil er dich mag.«

Hiroko-chan lachte, und ich lachte auch.

»Hier, schenk ich dir«, sagte Hiroko-chan und gab mir eine Hälfte des Radiergummis. Sie hatte ihn in zwei Teile geschnitten.

»Danke.«

»Ich hab zuerst losgelassen.«

»Ich weiß.«

»Deshalb geb ich dir die Hälfte.«

»Danke.«

»Du hast es nicht gesehen, stimmt's?«

»Stimmt.«

Wir verabschiedeten uns wie immer am Postamt. Dann ging ich nach Hause und murmelte dabei: »Selber nix haben, aber groß tun ...«

4

An unserem Gartentörchen angekommen, schaute ich zuerst nach der weißen Blume. Aber sie war nicht mehr da. Ich ging zu der Stelle hin und sah, dass sie herausgerissen worden war; in dem kleinen Erdloch krabbelten Ameisen herum.

Unsere hölzerne Eingangstür war so dick und schwer, dass ich manchmal glaubte, sie überhaupt nicht aufzukriegen. Auf dem Estrich gleich dahinter stand ein Käfig.

Ich sagte: »Da bin ich wieder, hallo!«

Hoppel, der auf dem Bauch gelegen hatte, sprang auf die Hinterbeine, presste sich ans Gitter und streckte die Nase heraus. »Ich hab nichts«, sagte ich. Aber Hoppel wusste, dass ich aus der Schule etwas mitgebracht hatte. Ich holte die dürre Möhre mit dem Grün noch daran, die man mir im Werkraum gegeben hatte, aus dem Ranzen und sagte: »Pfötchen!« Aber Hoppel konnte gar nicht Pfötchen geben. Ich steckte die Möhre durchs Gitter; Hoppel biss sofort zu, zog sie zu sich herein und fing einfach an zu fressen. »Hoppel!« sagte ich, aber er tat nicht dergleichen. Ich sah ihm zu, bis er fertig war.

Beim Fressen ließ Hoppel dreizehn runde Köttel. Ich sprach ihn noch einmal an; er leckte sich nach der Möhre sein Doppelkinn, legte sich auf dem Boden zurecht, drehte den Kopf zur Seite und sah mich an.

Hoppel war ein Weibchen und hatte schwarze Augen.

»Kyoko, da bist du ja! Gleich kommt Frau Hanada!« rief Mutter. Da sie nicht in der Küche war, schaute ich im Bad nach. Mutter kniete auf dem Boden, den Saum ihres langen Rocks in die Unterhose gesteckt, und schrubbte die Bodenfliesen. Ihr mächtiger Hintern wackelte hin und her. Ihre Fußsohlen waren fahlweiß. Mutter hatte die Fliesen erst vor zwei Tagen geschrubbt, am Samstag. Ich habe auch schon gesehen, dass Mutter Geschirr, das sie gerade gespült und in den Schrank gestellt hatte, wieder herausnahm und Stück für Stück noch einmal spülte. Sie hatte diesen Zug. Manchmal saugte sie auch zweimal am Tag im Haus Staub, in jedem Winkel und von oben bis unten. Sie hasste Insekten, sie hasste Staub, und sie hasste die Haare von Hoppel; wenn im Eingang mal Flusen herumlagen, schimpfte sie mich aus.

Für Hoppels Haltung war ich zuständig. Hoppel war das Tier, das Mutter, als ich in der dritten Klasse und sie im Eltern-Lehrer-Beirat war, nicht gerade erfreut von der Schule mitgebracht hatte. Weil es in den Kaninchenställen zu viele Junge gegeben hatte, hatte der Eltern-Lehrer-Beirat den Leuten die Tiere praktisch aufgedrängt, samt Leihkäfig und der Zusage, für Futter zu sorgen; Mutter hatte sich damals und danach furchtbar darüber aufgeregt.

Ich zog mich um, wusch mir die Hände und gurgelte.

In der Küche schaute ich im Schrank nach, ob für den

Nachmittag etwas zum Knabbern bereitgestellt war, wurde aber enttäuscht. Manchmal war etwas da, manchmal nicht.

Ich trank einen Schluck Leitungswasser und ging in mein Zimmer. Das Haus war ein altes Bauernhaus mit sieben Zimmern; die Miete betrug 55 000 Yen. Mutter sagte immer, das sei zu teuer. Weil es so viele Zimmer gab, hatte ich das erstmal im Leben ein eigenes Zimmer. Es war zwar eine Abstellkammer von nur acht Quadratmetern ganz hinten im Haus, aber dafür bestand nicht die Sorge, dass Mutter durchlief. Hier erledigte ich meine Hausaufgaben, machte heimlich das kleine Fenster auf, um in den Himmel zu schauen und Wolkenbilder in mein Selbstlernheft zu zeichnen, hier las ich, hier schrieb ich mein Tagebuch und machte Unsinn.

Mutter ging morgens zur Arbeit, kam nachmittags um drei Uhr nach Hause und ging dann um sechs noch einmal zur selben Arbeit. Mutter sagte immer nur »ins Hotel«, aber ich glaube, dass sie nicht in einem gewöhnlichen Hotel arbeitete, sondern in einem, in das erwachsene Paare gehen. Sie machte dort die Betten und wechselte die Bettwäsche. Bestimmt hatte es damit zu tun, dass sie sich, wenn sie spätabends nach Hause kam, erst einmal vierzig Minuten im Bad abschrubbte. Weil ich auch so etwas in mein Tagebuch schrieb, versteckte ich es so, dass meine Mutter es nicht finden würde. Sie durchsuchte mein Zimmer genaustens, daran bestand kein Zweifel. Nie war etwas auch nur um einen Millimeter verschoben, aber gerade diese Perfektion zeigte überdeutlich, dass Mutter im Zimmer gewesen war.

Damals wollte ich nichts so sehnlich wie Tagebuch schrei-

ben. Ich wollte unbedingt Hiroko-chan und Ken-kun malen. Wegen Mutter verwehrte ich das Tagebuch aber nicht in meinem Zimmer. Frustriert zog ich einen Fuß ans Gesicht. Um an den Zehennägeln zu kauen. Das war etwas, was Mutter mir strengstens verboten hatte. Der Fuß roch nach den Schulschuhen. Die Nägel der großen Zehen sind hart, die muss man erst eine Weile in den Mund nehmen und gut einspeicheln. Ich hatte, weil ich nicht so gelenkig bin, ziemliche Mühe, mich zu verbiegen, als unerwartet nahbei Mutters Stimme ertönte: »Kyoko.«

Vor Schreck hätte ich mich beinahe verrenkt.

»Hanada-san ist da!«

»Ich komme.«

Es hatte noch nicht geläutet; deshalb hatte ich nicht aufgepasst. Mutter hatte bestimmt vom Badezimmerfenster aus gesehen, dass Frau Hanada auf dem Weg war.

»Dass du mir ja anständig grüßt!«

»Ja ja.«

Nebeneinander am Fenster des vom Eingang abgehenden Tatamizimmers aufgereiht, erwarteten Mutter und ich Frau Hanada, das Tor fest im Blick. Frau Hanada schob einen Kinderbuggy. Als sie uns erblickte, nickte sie leicht und läutete, obwohl das gar nicht mehr nötig war.

»Guten Tag!«

»Schön, dass Sie da sind! Kommen Sie doch bitte herein!«

Frau Hanada hob das Baby aus dem Buggy, trat mit den Worten »Da, schau, ein Hoppelhäschen« ein und setzte sich in der Küche auf einen Stuhl. Ich wollte zum Baby gehen, musste aber auf Mutters Geheiß kalten Gerstentee aus dem

Kühlschrank holen. Dann saßen wir, das Baby eingerechnet, zu viert um den Tisch.

»Na, wie ist es in der Schule, Kyoko-chan?« fragte Frau Hanada.

»Schön.«

»Ja?«

Frau Hanada ist die Frau des Chefs der Portemonnaiefabrik. Bevor wir hierher zogen, hatte ich einmal mit Mutter die »Nähwerkstatt Hanada« besucht. Ein Arbeiter hatte an einer Schneidemaschine große schwarze Lederstücke zugeschnitten. Der Arbeiter hatte das Leder zugeführt und abgenommen und sich dabei im Rhythmus der Maschine lustig bewegt. Vergnüglich wie beim Kaugummikauen, hatte ich gedacht. Als Frau Hanada ins Haus kam, roch es genau wie in der Fabrik.

Links das Baby im Arm, holte Frau Hanada nur mit der rechten Hand ein paar Lederstücke und eine Dose aus ihrer Tasche.

»Das ist das Leder, das ist der Klebstoff. Zuerst falten Sie dieses Leder an dieser Stelle hier und kleben es zusammen. Dann falten Sie dieses Leder hier an drei Seiten ebenso und kleben sie zusammen. Zuletzt legen Sie die Lederstücke übereinander und verkleben nur noch, fertig. Sie sehen, das ist ganz einfach. Mit diesen drei Arbeitsschritten verdienen Sie pro Stück drei Yen. Mit etwas Übung schafft man am Tag zwei- oder auch dreitausend Stück. So viele werden es bei Ihnen nicht werden, Frau Oguri, Sie gehen ja noch arbeiten. Denken Sie anfangs nicht an die Stückzahl. Auf die Qualität kommt es an. Ungenauigkeiten dürfen nicht sein. Nach ei-

nem halben Monat kennen Sie Ihren Rhythmus, Sie werden sehen.«

Mutter nickte nur.

»Das hier ist ein fertiges Stück.«

Frau Hanada zeigte ein Portemonnaie. Man sah sofort den Unterschied zu den Portemonnaies vom Discounter.

»Ja, du, bist du aufgewacht, Chihiro-chan?« sagte Frau Hanada und ließ das Baby, das sie zurechtgesetzt hatte, in ihrem Arm weit nach hinten gleiten.

Chihiro-chan hatte viele Haare auf dem Kopf; er blinzelte müde und bewegte sein Mündchen. Ich stupste ihn mit dem Zeigefinger an der Wange an. Ich merkte, dass Mutter zusammenzuckte. Frau Hanada legte ihren Zeigefinger auf meinen und stupste mit.

»Ein süßes Kind«, sagte Mutter.

»Und wie! Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich ihm hier die Brust gebe?«

»Aber nein!«

Frau Hanada zog ihr T-Shirt am Kragen herunter und legte eine große Brust frei. Dann führte sie die Brustwarze an Chihiro-chans Mund, worauf der sofort zu saugen begann. Frau Hanada trank beim Stillen ihren Gerstentee aus und legte Mutter mit den Worten »Das ist der Vertrag« zwei Blatt Papier vor.

»Morgen um eins bringt Kawanishi Ihnen das Material vorbei. Er zeigt Ihnen dann noch einmal, wie es geht. Prägen Sie sich die Arbeitsschritte bitte gut ein. Fürs erste bekommen Sie Material für fünfhundert Stück. Damit fangen wir an. Machen Sie die bitte in einer Woche fertig.«

»Gut«, sagte Mutter und sah flüchtig zur Uhr. Am Abend musste sie zur Arbeit. Mit einem Kugelschreiber füllte sie in den Papieren aus, was auszufüllen war, und setzte ihr Siegel darunter.

Aus Chihiro-chans Mund floss ein Schwall Milch. Frau Hanada wischte sie ihm mit einem Handtüchlein ab, nahm dabei eine Ausfertigung des Vertrags an sich und steckte sie in ihre Tasche.

»Ja, Chihiro-chan, jetzt gehen wir nach Hause, gell?«

Chihiro-chan riss wie erschrocken die Augen auf, als ihm so plötzlich die Brust entzogen wurde, und fing an zu schreien. Er klang wie ein defekter Ventilator. Als Frau Hanada, das Baby fest im Arm, zum Eingang ging, hörte das Schreien merkwürdigerweise schlagartig auf. Mutter und ich gingen mit zur Tür; ich drückte sie mit meinem ganzen Gewicht weit auf. Als ich mich umwandte, sah ich, dass Frau Hanada dem Kind den Zeigefinger in den Mund gesteckt hatte.

»Wenn Sie Fragen haben, wenden Sie sich bitte an Kawanishi«, sagte Frau Hanada und setzte Chihiro-chan in den Buggy. Sie zog den Finger aus Chihiro-chans Mund, wischte ihn mit dem Tüchlein ab und lächelte Mutter und mir zu. Kurz darauf war wieder das Ventilatorkreischen zu hören. Frau Hanada holte einen rosafarbenen Schnuller hervor, der im Buggy gelegen hatte, und stopfte ihn Chihiro-chan in den offenen Mund.

»Vielen Dank, dass Sie sich die Mühe gemacht haben«, sagte Mutter, und ich sagte: »Vielen Dank, Tante.« Mutter und ich stellten uns ans Tor und sahen Frau Hanada nach. Einmal blieb Frau Hanada stehen, um sich über den Buggy

zu beugen und Chihiro-chan den Schnuller wieder richtig in den Mund zu schieben.

»Fängst du morgen mit Heimarbeit an?« fragte ich Mutter, nachdem ich die Tür geschlossen hatte.

»Kyoko, was sollte das?« sagte Mutter.

»Was sollte was?«

»Das fragst du noch, du Dummkopf?« Mutter schlug mit der flachen Hand zu. Sie traf mich an der Schläfe. Ich wurde sofort stocksteif. Offenbar hatte ich etwas getan, was ihr nicht gefiel, aber ich wusste nicht, was. Ich zog mich in mein Zimmer zurück und hörte im Hintergrund die Waschmaschine und den Staubsauger gehen.

Auch beim kurzen Abendessen sprach Mutter kein Wort mit mir. Es gab gebratene Fertignudeln. Beim Essen stellte ich mir alles mögliche vor, bekam es mit der Angst zu tun und musste ein paarmal schniefen. Als ich nach dem Essen die Plastikschüsseln abgeräumt hatte und hängenden Kopfes am Tisch saß, platzte es aus Mutter, die sich für die Arbeit fertig gemacht hatte, heraus: »Die ganze Zeit auf Chihiro-chans Mund zu starren!«

Das war's? Weiter nichts?

»Entschuldige bitte!«

»Richtig geglotzt hast du!«

»Ich tu's nie wieder!«

»Man kann sagen, was man will, du begreifst es einfach nicht!«

»Entschuldige bitte!«

Aber Mutter hatte keine Zeit mehr. *Geh, sonst kommst du zu spät*, murmelte ich im Herzen. Als hätte sie mein Murmeln

gehört, holte Mutter mit der Hand aus. Ich duckte mich und machte die Augen zu. Aber da hatte ich schon nur noch mein Tagebuch im Kopf, überlegte schon, wie ich Hiroko-chan und Ken-kun und Chihiro-chan zeichnen würde. Mutter ließ ihre Hand wieder sinken und ging. Das mochte ich an ihr. Ich ging ins Badezimmer, lauschte auf das sich entfernende Quietschen der rostigen Kette ihres Fahrrads, ging schnell in den Garten, kroch unter die Veranda, drückte das Tagebuch an mich und flog damit in mein Zimmer.

5

Am nächsten Tag ging ich nach der Schule mit Mutter einkaufen. Sonntags und dienstags musste Mutter nicht zur Arbeit. Die Einweisung durch Kawanishi-san schien auch gut verlaufen zu sein; Mutter sah viel zufriedener aus als sonst.

Wenn man bei uns durchs Törchen hinausging, ragte gleich rechts das Nachbarhaus auf. Hoch oben in der Wand war das Küchenfenster. Von dort hörte man Wasser laufen; wahrscheinlich bereitete Tante Noma das Essen vor. Mutter schaute nicht zu Tante Noma hoch. Im Fenster war nur deren Kopf zu sehen. In dem Haus wohnten Tante Noma und der Opa. Ob die beiden Vater und Tochter oder ein Ehepaar waren, hatte ich nie herausgefunden. Auf dem Türschild stand »Matao Noma«, aber ich hatte das erste Zeichen immer für ein Silbenzeichen gehalten und deshalb gedacht, der Opa hieße »Nuotoko«, was irgendwie unheimlich klang.

Draußen war die Waschmaschine der Nomas in Betrieb; sie drehte sich unregelmäßig und quietschte.

Plötzlich blieb Mutter stehen, gab ein Zischen von sich

und schlug sich auf den linken Arm. Dann zupfte sie in einem fort daran herum, um irgendetwas Unsichtbares loszuwerden. Bestimmt schaut Tante Noma jetzt genau her, dachte ich, aber Mutter schien das nicht im Geringsten zu kümmern. Vom Wind hatten sich Spinnwebfäden um ihren Arm gelegt. Spinnen gab es in Massen. Man konnte so viele beseitigen, wie man wollte, überall spannen sie immer wieder ihre Netze, besonders wenn es geregnet hatte, und trieben Mutter damit jedesmal in den Wahnsinn.

Am Ende der Gasse stießen wir auf die dreispurige Straße. Es herrschte reger Verkehr. Wir nahmen den Bürgersteig. Ab und zu bliesen uns Abgase von Kipplastern an.

Die Wolkendecke riss auf; in der Nachmittagssonne war es schön warm.

Mutter spannte den Sonnenschirm auf. Ich versuchte, mir die Wolkenformen einzuprägen. Ihr Weiß und Grau bedeckte den ganzen Himmel. Ich fand sie unsäglich langweilig. Immer nur Wolken abmalen, was sollte das? Wie eine Gewitterwolke verdichtete sich in mir der Verdacht, dass Fujimurasensei vielleicht ein böser Mensch war, der uns nur sinnloses Zeug abverlangte.

»Kyoko! Schau nach vorne beim Gehen!« schimpfte Mutter. Mit halb geschlossenen Lidern ging ich weiter, Mutters wackelnden Hintern im Blick. Auf dem Hintern waren Blumen. Solche Blumen, dachte ich, gibt es nirgendwo.

Als wir den Bahnübergang hinter uns hatten und auf den Bahnhof zugen, stellte sich Vorfreude ein. Die »Umizuka Sun Sun Mall« ist ein zweistöckiger Supermarkt am Bahnhof von Umizuka. Wir gingen immer erst zum Discount-Shop

im ersten Stock und schauten uns bei den Anzihsachen um, bevor wir im Erdgeschoss Lebensmittel kauften.

Die Fülle und Farbenvielfalt der im Discount-Shop ausgelegten und aufgestellten Waren überwältigte mich immer wieder. Der nur viermal im Monat stattfindende Rundgang hier verlieh mir wieder Schwung, gab mir wie eine Pumpe die Energie zurück, die die Woche über völlig aus meinem Leben entchwunden war. Anders als zu Hause, kam mir das Leben hier nie vor wie ein dünner, plattgelegener Futon, sondern wie etwas Dreidimensionales, wie ein Aussichtsturm auf ein buntes Fest. »Kauf mich, bitte!« riefen die Waren. »Nimm mich mit nach Hause!« Hier wuchs in mir so etwas wie Lebensbejahung.

An einem Wühltisch fielen mir drei durch ein dünnes Kettchen verbundene niedliche Stempelchen auf. Die Griffe waren aus durchscheinendem, orangefarbenem Plastik, die Stempel selbst hatten Erdbeerform. Unter den Deckelchen, die ich abnahm, leuchtete mir ein rotes »Love«, ein gelbes »Hello« und ein pinkes »Thanks« entgegen. Die waren wirklich süß. Die ganze Zeit schon hatte ich etwas zum Verzieren der freien Stellen im Tagebuch haben wollen; diese Stempelchen waren genau das Richtige. Ich nahm sie mit, zahlte an der Kasse 105 Yen und vertrieb mir die restliche Zeit damit, am Wühltisch nachzusehen, ob wirklich nur noch Uninteressantes dalag.

Mit einemmal schreckte ich auf: Ich hatte die Zeit ganz vergessen. Wenn ich später käme als abgemacht, würde mir das Recht auf den nächsten Einkauf entzogen. Ich wollte mich gerade aufmachen, als mein Blick an einem an dem

Wühltisch angebrachten Schild hängen blieb. Es zeigte drei miteinander verbundene Hände, und die Aufschrift lautete »Kombiartikel«. Jetzt erst verstand ich, weshalb die drei Stempelchen mit einem Kettchen verbunden waren. In dem Wühltisch gab es, wie ich sah, alles im Dreier set; nicht nur die Stempelchen, alles war mit Kettchen aneinandergelassen, Geodreiecke, Bleistiftkappen, Notizheftchen, alles. Ich eilte an einen anderen Stand, ließ aufs Geratewohl einen Stempel aus dem Einzelverkauf mitgehen und tauschte ihn im Laufenden gegen die Stempelchen im Kassentütchen aus.

»Du bist spät«, sagte Mutter.

Ich entschuldigte mich sofort, aber Mutters Miene blieb hart.

»Was hast du gekauft?« fragte sie. Sie klang nicht übermäßig böse. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

»Einen Stempel.«

»Zeig her!«

Ich gab Mutter den Kassenzettel und das Tütchen. Sie kontrollierte den Zettel, holte den Stempel aus dem Tütchen und sah ihn sich genau an.

»Warum gerade ein Ochse?«

»Weil du im Jahr des Ochsen geboren bist.«

»Aha.«

Nachdem wir uns ein bisschen in der Kleiderabteilung umgeschaut hatten, fuhren wir mit der Rolltreppe nach unten. Von der Rolltreppe aus sah man die Schaufensterpuppe der Kleiderabteilung. Diese riesige Puppe mit dem schwarzen Riss in der Nase kam mir immer wie Mutter vor, und im Vorbeifahren winkte ich ihr jedesmal leise »Auf Wiedersehen« zu.

In der Gemüsecke, beim Fleisch, beim Reis, überall standen bunte Schilder und Angebotstafeln, und auf ausnahmslos allen Waren prangten farbenfrohe Aufkleber, oft mehrfach übereinander: »Sicherheitssiegel«, »Zertifizierte Lebensmittelqualität«, »Unbedenklichkeitssiegel«.

Eine Oma, die eine Packung Konnyaku aus dem Regal genommen hatte und nach eingehender Begutachtung wieder zurücklegte, wurde von einem Ladenangestellten zurechtgewiesen: »Sie, was machen Sie denn da?« Die Oma wurde augenblicklich leichenblass.

Mutter legte fast ohne Zögern Instantnudeln, Gefrierkost, ein paar Eier, Gemüse und Hühnchenfleisch in den Einkaufskorb, dann noch Toastbrot, und damit war das Einkaufen für heute beendet. Mutter kaufte immer mehr als nötig. Das Gemüse und das Fleisch nahm sie mit zur Arbeit, um es den Leuten von der »Einrichtung« zu stiften. Was das für eine »Einrichtung« war, wusste ich nicht. Warum Mutter so etwas tat, obwohl wir doch arm waren, verstand ich auch nicht. Und weil sie keine Süßigkeiten gekauft hatte, war ich ganz niedergeschlagen.

Bevor wir gingen, sagte ich, ich müsse mal pinkeln. Das heißt »austreten«, sagte Mutter und ließ sich mit ihrem dicken Hintern und den beiden Einkaufstüten, einer großen und einer kleinen, auf der Bank nieder.

In der Kabine riss ich das Kettchen entzwei, warf die drei Erdbeerstempel ins Klo Becken und pinkelte gelben Urin darauf. Die Plastikerdbeeren strudelten im Kreis und wollten nicht untergehen, bis es sie schließlich mit einem vulgären Gluckern um Hilfe doch noch ins Abflussrohr zog. Ich holte

den Ochsenstempel aus dem Tütchen und drückte ihn zur Probe aufs Toilettenpapier. Die Stempelfarbe färbte durch, so dass sich auf dem Papier in gleichmäßigem Abstand viele Ochsen entrollten. Das gefiel mir. Der Ochsenstempel ist viel besser, dachte ich.